

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 106 (2012)
Heft: 9

Rubrik: LeserInnenbriefe

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

LeserInnenbriefe zur Predigt von Felix Senn über das Talentgleichnis in NW 6/12

Schon lange habe ich darauf gewartet und in der Tat nicht mehr damit gerechnet, dass ein Theologe bekennt, dass es eigentlich seltsam sei, die Herren in den Gleichnissen automatisch als Metapher für Gott zu sehen. Als die feministischen Theologinnen das Thema «Herr» aufgriffen und sich weigerten, Jesus mit Herr anzureden, warf man ihnen vor, sie begriffen Wesentliches am Christentum nicht. Die ersten Christen hätten Jesus den Titel Kyrios gegeben, um auszusagen, dass hier das Herr-Sein eine andere Qualität habe. Wenn man Jesus Herr nenne, sei das ein herrschaftskritisches Bekenntnis.

Unverständlich ist dann aber, dass dies bei den Gleichnissen nicht gelten soll. Ausgerechnet die Gleichnisse, die Jesus erzählte, um den Menschen das Reich Gottes näher zu bringen, werden jenseits jeder Herrschaftskritik ausgelegt. Sobald nämlich in einem Gleichnis ein Herr auftaucht, heisst es, das Gleichnis rede damit direkt von Gott. Die ganze Auslegung wird daraufhin angelegt, dass der Herr für Gott stehen kann, auch wenn dabei einiges ziemlich gedreht und gewendet werden muss. Wenn man aber in einem Herrn automatisch Gott sieht, wird jede Kritik an ihm unmöglich. Wo bleibt da die vielbeschworene Herrschaftskritik Jesu?

Ein Beispiel: Regelmässig kann man in Predigten die altbekannte Interpretation des Gleichnisses vom grossen Gastmahl hören. Jener Herr, der Gastgeber, zeige uns, dass Gott alle Menschen einlade, alle seien gleichermassen willkommen. Nun hat aber bekanntlich derselbe Herr zu Beginn der Geschichte nur seine reichen Freunde eingeladen. Als diese nicht kommen wollen, wird er wütend. Es braucht eine ziemliche Redekunst, hier vom alle gleichermassen einladenden Gott sprechen zu wollen. Man stellt denn auch bei der Interpretation des Anfangs lieber die «bösen» Eingeladenen, die alle eine Ausrede vorbringen, in den Mittelpunkt. Vielleicht hatten sie ja ihre Gründe: Der Herr muss ein unangenehmer Gastgeber gewesen sein, sonst hätten nicht alle unisono abgesagt. Die Geschichte will vielleicht einen unbeliebten Herrn charakterisieren und nicht unbotmässige Geladene. Wenn sie übrigens nicht Nein gesagt hätten, wäre das grosse Gastmahl nie zustande gekommen.

Für mich spricht Jesus in allen Gleichnissen, in denen ein Herr vorkommt, ganz einfach von einem weltlichen Machthaber. Beim grossen Gastmahl heisst dann die Botschaft: Reich Gottes ist da, wo ein Herr seine harte Haltung ändert, und sei es über einen Wutausbruch. Ganz gleich was sein Motiv ist, ob er nun die vielen damals als unrein geltenden Menschen in sein Haus aufnahm, um sich an seinen Freunden zu rächen (seht, wer nun auf euren Plätzen sitzt!) oder ob er wirklich einsichtig ist. Er handelt anders. Reich Gottes wird möglich.

Im Gleichnis vom Weinbauern, der seine Arbeiter am Ende des Tages zur Überraschung aller grosszügig bezahlt und nicht mehr die Stunden zählt, ändert sich der Herr. Warum er das tut, wird nicht gesagt. Aber er «bekehrt» sich. Seine zuerst geizige Grundhaltung, möglichst wenige anzustellen, weicht einer erstaunlichen Grosszügigkeit.

Auch der unbarmherzige Richter, der einer Witwe ihr Recht nicht zusprechen will, muss schliesslich nachgeben und anders handeln, als er eigentlich wollte – aus Angst, die Frau würde ihn schlagen. Er bleibt uneinsichtig, was aber keine Rolle spielt. Hauptsache, das Resultat ist im Sinne des Reiches Gottes.

Der Vater im Gleichnis vom verlorenen Sohn ändert seine Haltung, sehr zur eher bösen Überraschung seines älteren Sohnes, der so etwas offenbar nicht erwartet hat. Es steht zwar nicht explizit, dass dies ein Reich Gottes Gleichnis sei. Aber das Muster ist dasselbe. Hier geschieht die Wandlung in einer starken Gemütsbewegung des Vaters, als er seinen Sohn nach Hause kommen sieht. Wo harte Herren sich ändern, wird Reich Gottes möglich: Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, Güte und Frieden.

Ich bin daher sehr dankbar über den Artikel von Felix Senn, der in eine ähnliche Richtung weist und endlich an der traditionellen Auslegungspraxis der meisten BibelwissenschaftlerInnen zweifelt. Felix Senn bezieht sich in seiner neuen Interpretation auf eine Übersetzung aus der Bibel in gerechter Sprache. Die Umkehr der Herren ist eine weitere Auslegungsmöglichkeit. Es könnte interessant werden, die Gleichnisse aus dieser Perspektive neu anzuschauen, dass sie eben Geschichten von mächtigen, reichen, aber gewöhnlichen Herren erzählen, die zu einer neuen Haltung finden und so zu Metaphern vom Reich Gottes werden. Vielleicht kämen wir auf etliche neue Erkenntnisse.

Irene Gysel

Ich verdanke dem Gleichnis von den Talenten zu viel, als dass ich die Kritik von Felix Senn unwidersprochen hinnehmen könnte: In einem von mir geleiteten Lager gab es einen tödlichen Unfall. Das hat mich in eine schwere Glaubenskrisen gestürzt. In dieser Situation klammerte ich mich an das Gleichnis von den Talenten, das nach meinem Verständnis sagt: Wenn wir mit dem Glauben arbeiten, so wird er sich vermehren. Ich hatte zwar nur noch Bruchstücke des Glaubens: Die Erinnerung an die Geborgenheit im Gottvertrauen und die Liebe zum Menschen Jesus von Nazareth. Da gab ich meine Assistentenstelle am Institut für Sozialethik auf und liess mich in Hütten als Pfarrer wählen, um mit dem Evangelium und dem Glauben daran zu arbeiten. Tatsächlich hat sich nach zwei schwierigen Jahren das Gleichnis als wahr erwiesen: Ich habe vor allem von den Leuten und schliesslich auch noch durch ein Erlebnis im stillen Kämmerlein wieder glauben gelernt.

Darum könnte ich den Satz: «Aber sicher hat Jesus dieses Gleichnis nicht so erzählt»,

nicht unterschreiben. Es kommt darauf an, wie man das Gleichnis versteht, ob als Allegorie, wo jedes Element seine Bedeutung hat, oder eben als Gleichnis, das auf einen springenden Punkt zielt und so vor allem einen Aspekt der Beziehung zwischen Gott und uns Menschen darstellen will. Jesus hat oft merkwürdige Verhaltensweisen in seinen Gleichnissen aufgegriffen, die keineswegs beispielhaft sind. Man muss da jeweils fragen, worauf er hinaus will, den Vergleichspunkt suchen. Im Gleichnis von den Talenten geht es nicht darum, zu zeigen, wie Gott ist, sondern wie wir Menschen mit der Botschaft vom Gottesreich umgehen sollen. Sie ist meines Erachtens das Talent, das wir erhalten. Vergraben und verleugnen wir den Glauben, so geht er verloren, arbeiten wir damit in irgend einer Art, so mehrt er sich.

Dass im Detail der Gleichnisse die Evangelisten auch noch ihre Spuren hinterlassen haben, ist unbestritten. So ist «Heulen und Zähneklappen» offensichtlich eine Lieblingsformulierung von Matthäus.

Hans Ulrich Jäger-Werth

Locarno 12

Am diesjährigen Filmfest von Locarno wurde der Star des Independent Cinemas, der mexikanische Schauspieler Gael García Bernal, mit einem Goldenen Ehren-Leoparden geehrt. Seine Filmografie mit Titeln wie *Amores Perros*, *Mala Education* von Pedro Almodóvar, *Die Reise des jungen Che*, *Die Stadt der Blinden* und zuletzt dem Drama um die Aufstände gegen die Privatisierung des Wassers in Bolivien, *También la lluvia*, liest sich wie eine Hitliste des globalisierten linken Kinos des letzten Jahrzehnts. Bernals Erfolg beruht vielleicht darauf, dass er eine Art Gesicht der Anti-Globalisierungsbewegung der ersten Stunde ist: naiv, bemüht, human, ausgleichend, aber oft ohne Verständnis für die grösseren Zusammenhänge, ohne Möglichkeit, die ihn betreffenden Probleme und ZerreiSSproben in einer widersprüchlichen Mimik und Handlungsweise auszudrücken, weshalb öfter nur die etwas dummliche Mine des Wohlmeinens übrigbleibt, egal ob er den jungen Che oder den kolonialismuskritischen Regisseur gibt. Die Häme über den beschränkten Gutmenschen scheint hier zu ihrer Berechtigung zu kommen oder aber der Vorschein einer Generation, die ihre Ethik des Bessermachens auf einem beharrlichen Nichtwissen aufbaut. Der Film «No»

mit Bernal in der Hauptrolle, der anschliessend an die Ehrung auf der Piazza Grande gezeigt wurde, bietet dafür ein gutes Anschauungsmaterial. Die Geschichte dreht sich um die Werbekampagnen im auf internationalen Druck zu Stande gekommenen Volksreferendum gegen den chilenischen Diktator Augusto Pinochet im Jahr 1988. Bernal spielt den unpolitischen Werber Saavedras, der die auf Folter und Leiden fokussierte Nein-Kampagne der Linken durch eine fröhliche, mit universalistischen Happiness-Botschaften und Zeichen versehene Kampagne ersetzt. Die Dialektik zwischen Erinnern und Vergessen oder Dekonstruieren und Affirmieren, die damit verhandelt werden könnte, wird zwar angesprochen, sie kann aber, gerade in einer Figur wie sie Bernal verkörpert, nicht zur nötigen Tiefe kommen. Dass nämlich nichts glücklicher ist als Glück selbst, wie es lapidar einmal heisst, stimmt zwar, doch ebenso wahr ist, dass Glück und damit die ganze Kampagnensymbolik ephemere ist und nichts Bestimmtes für die Zukunft ohne Pinochet anzeigt. Die Studentenproteste in Santiago, die auch zwanzig Jahre nach Pinochet sich noch immer gegen sein privatisiertes und demontiertes Bildungswesen richten, sprechen insofern eine deutliche Sprache. Aber auch die Möglichkeiten